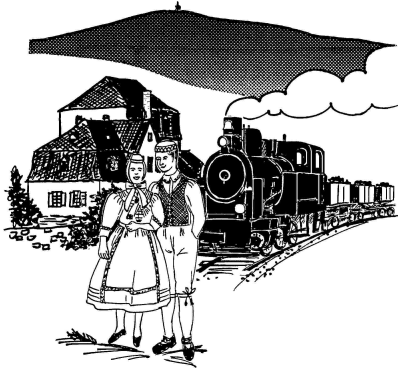


Heimatverein Rodheim-Bieber e.V.



Nachrichten

Jahrgang 1999

Dezember 1999

Nr.7

Geschäftsstelle: Helmut Failing Grabenstr. 15 35444 Biebertal Tel. privat 06409/9215, ges. 06033/897-118

eMail-Adresse: Heimatverein.Rodheim-Bieber@gmx.de

Die Schmitte am Ortsrand von Rodheim



**Vergessen von der Zeit
in stiller Bescheidenheit,
liegt die Schmitte als vergessene Macht
am Bieberbach - in stolzer Pracht.
Verklungen ist der Klang
Von Schmiedehammer und Mühlengang.**

Jürgen Steinmüller

Was steht drin?

Inhalt	Verantwortlich	Seite
Gedicht "Schmitte"	Jürgen Steinmüller	1
Inhaltsverzeichnis/Veranstaltungen 2000	Redaktion	2
Die aktuelle Seite aus dem Vereinsleben	Arbeitskreise	3
Die Schmitte	Jürgen Steinmüller	4
Der Steinbruch in der Kehlbachstraße und die Biebertalbahn	Prof. Dr. Hartmut Drebes	10

Veranstaltungskalender 1999/2000

Zeitpunkt	Thema und Treffpunkt	Verantwortlich
31. Dezember 1999, 20.00 Uhr	Silvesterfeier der SKG Rodheim-Bieber 1888 e. V., Bürgerhaus Rodheim	SKG Rodheim- Bieber
14. Januar 2000, 20.00 Uhr	Vortrag "Die Geschichte des Schindwasen" Gaststätte "Goldener Becher" Rodheim	Ernst Schmidt
20. März 2000, 20.00 Uhr	Jahreshauptversammlung	Gesamtverein
15. April 2000, 20.00 Uhr	850-Jahr-Feier Rodheim-Bieber: Akademischer Abend mit festlichem Programm, Bürgerhaus Rodheim	Vereinsgemeinschaft Rodheim-Bieber
30. April 2000	Historische Wanderung "Auf den Spuren vergessener Burgen"	Jürgen Steinmüller
1.-3. Sept. 2000	Offizielle Festtage der 850-Jahr-Feier Rodheim-Bieber Arbeitskreis "Volkstum/Brauchtum": "Die lange Nacht", Bürgerhaus Rodheim	Vereinsgemeinschaft Rodheim-Bieber
21. Dezember 2000, 20.00 Uhr		Inge Thies

Über Termine, Treffpunkte oder Veranstaltungsorte wird über das Mitteilungsblatt der Gemeinde Biebertal rechtzeitig informiert!

Der Heimatverein Rodheim-Bieber e. V. freut sich über Ihre aktive Teilnahme!

Der Jubiläums-Kalender "850 Jahre Rodheim-Bieber" ist erschienen!



Herausgeber:	Vereinsgemeinschaft Rodheim-Bieber
Gestaltung:	Jürgen Crombach, Reinhold Kerl, Günter Leicht, Jürgen Steinmüller, Anton Zettl
Preis:	DM 27.-, erhältlich in allen Zweigstellen der Sparkasse und Volksbank sowie in der Gemeindeverwaltung Biebertal

Die aktuelle Seite aus dem Vereinsleben

Arbeitskreis Brauchtum

Aktuelles Thema: Spinnstube

Leitung: Inge Thies
Telefon: 06409/9700

Gruppenleitung: Irmgard Hörr
Telefon: 06409/2133



Wir beabsichtigen, den alten Brauch des Spinnstube wieder zu beleben. Anlaß für den Neuanfang ist die 850-Jahr-Feier von Rodheim-Bieber im Jahr 2000.

Wer hat Lust dabei zu sein?

Es wird gesponnen, gestrickt, erzählt und gelacht. Verschiedene Techniken werden vorgeführt und ausprobiert. Wir haben ein offenes Ohr für alle Themen. Auch wenn ihr gar nichts tun und nur gesellig dabei sein wollt. Schaut doch einfach mal rein. Wir freuen uns auf euch.

Wir treffen und jeden 4. Mittwoch im Monat um 20.00 Uhr, vorerst in der Gastwirtschaft zum "Goldenen Becher".

Arbeitskreis Heimatvertriebene

Aktuelles Thema: Egerlandfahrt vom 30.06.00 bis
Zum 02.07.00

Der Arbeitskreis Heimatvertriebene lädt Sie herzlich zu einer Reise in das Egerland ein. Sie wohnen im Kurort Marienbad.

Wir besuchen Die Städte Falkenau, Eger, Marienbad, Franzensbad, Karlsbad und den Wallfahrtsort "Maria Kulm".

Abfahrt und Ankunft am Bürgerhaus Rodheim

Weitere Informationen bei W. Ströher, Tel. 9610

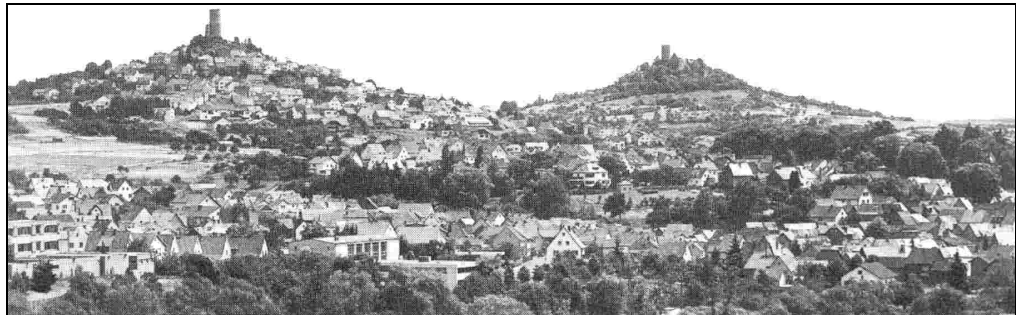


Die Schmitte

Seit über 500 Jahren prägt das Wappen mit dem dreiblättrigem Kleeblatt die Schmitte.



Das Biebertal wird am Ortsausgang von den beiden Schwestemburgen Gleiberg und Vetzberg begrenzt.



Die Burg Gleiberg wurde im 10. Jahrhundert von den Konradinern auf dem 308m hohen Basaltkegel errichtet. Um 1200 folgte die Schwesterburg als „Vogtsburg“ auf dem benachbarten Berg. Aus diesem Namen wurde durch den Volksmund das heutige Vetzberg.

Die Burgmannen wurden mit „Lehen“, also mit Gütern rund um die Burgen ausgestattet. Dadurch waren sie ihrem Burgherren verpflichtet, zum anderen dienten die Güter zur Versorgung der Burg.

Ein Beispiel ist die Schmitte am Ausgang von Rodheim. Es befand sich dort ein Eisenhammer der später in eine Mahlmühle umgebaut wurde. Die Schmitte wird erstmals 1412 in einer Urkunde als „Waldschmiede“ erwähnt.

Henne II Lesch von Mühlheim, heiratete 1468 die Kunigunde von Rodheim, die als Heiratsgut die Schmitte, von ihrem Vater Gerlach von Rodheim erhielt.

Das Wappen derer von Rodheim zierten drei getrennte Kreise, das der Lesch drei zu einem Kleeblatt geformte Ringe. Das Kleeblatt ist noch über dem Eingang „altes Burghaus“ auf der Schmitte, gegenüber des ebenfalls erhaltenen Eisenhammer-Gebäude zu sehen.

In der Rodheimer Kirche ziert das Wappen die Tür des „Barons-Stuhl“. Auch in der Taufschüssel ist das Wappen derer von Lesch und Brennhausen zusehen.

Wie auch auf einem bemalten Fenster des Rittersaals der Burg Gleiberg.

Nach dem 30jährigen Krieg verloren die Lesch wie auch alle Burgmannen ihre Bedeutung.

Ein altes Siegel mit dem Kleeblatt befindet sich noch im Besitz von Nachkommen der Familie „von Lesch“ in Waldgirmes.

Die Schmitte

Die Herren von Rodheim

Die Herren von Rodheim, der Name taucht zuerst im Rahmen der Gefolgschaft des Grafen von Gleiberg 1150 auf, ob diese Herrn Besitz in Rodheim besessen haben ist unbekannt. Die Herren von Rodheim sind in unserer Gegend sehr begütert, sie besitzen Ländereien z.B. in Heuchelheim Niederbiel und in der Grafschaft Diez, dazu hatten sie 1261 die Burg Blankenstein bei Gladenbach. Henne von Rodheim wird 1439 mit Gütern zu Rodheim belehnt. Ob die Schmitte dabei ist? Sein Sohn Gerlach von Rodheim ist als Besitzer der Schmitte nachweisbar. Dieser wird 1458 in die Vetzberger Ganerbschaft aufgenommen.

Die Familie „Lesch“

Die Lesche von Mühlheim stammen von einem untergegangenen, später wieder neu gegründeten Ort Hermannstein bei Wetzlar. Zumindesten erscheinen die ersten dieses Geschlechts im Zusammenhang mit der Reichsstadt Wetzlar. Henne II von Mühlheim, Sohn des Henne I, des bekanntesten Ganerben und Raubritter von Vetzberg. Der auch vor einem Streit mit den Städten Frankfurt und Köln nicht zurückschreckte.

Henne der II heiratet ca 1455 Kunigunde, Tochter von Gerlach von Rodheim. Sie brachte als Heiratsgut unter anderem die Schmitte mit in die Ehe. Lange ist die Liste der Nachkommen aus diesem Geschlecht auf der Schmitte und auch in Rodheim und Umgebung. Der Herausragende war Marx Andreas Lesch von Mühlheim 1490-1573. Er führte auch die Reformation in Rodheim ein.

Die Familie Lesch stirbt im Mannesstamm mit Hermann Gottfried Lesch 1658 aus. Die Schmitte wird vom Generalwachtmeister von Brennhausen, verheiratet mit Felicitas geb. Lesch von Mühlheim, übernommen. Das Ehepaar führt an den, durch den 30-jährigen Krieg verwahrlosten Gebäude umfangreiche Ausbesserungen durch. Auch die Mark Rodheim wird unter der Leitung von dem Generalwachtmeister von Brennhausen mit zwei weiteren Obermärker "NEU" gegründet. Agnes Felicitas von Rodenhausen verwitwete von Brennhausen geb. Lesch von Mühlheim, stirbt am 31 Juli 1687.

Goldmann und Bierau

Anne-Elisabeth Goldmann geb. Lesch von Mühlheim, eine Gr. Cousine von Agnes Felicitas, wohnte mit ihrem Mann, dem Freisassen Goldmann auch auf der Schmitte. Ihre Tochter verheiratete mit Joh. Ernst Bierau bewohnte ebenfalls die Schmitte. Anna-Elisabeth Goldmann starb mit 91 Jahren im Mai 1719. Der Besitz "Schmitte" wird vollkommen durch "Erbteilung" zerstückelt.

Die Schmitte wird 1764 für 10.000 Gulden an J. E. Schmidt verkauft. Das Geld lieh er sich von Freiherrn Firnhaber von Eberstein. 1771 kommt es erneut zum Verkauf. Für 14.920 Golden erwirbt Johann Jakob Freiherr Firnhaber von Eberstein die Schmitte.

Freiherren van der Hoop auf der Schmitte

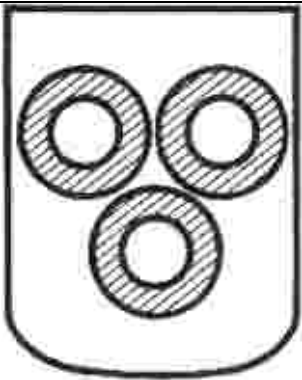
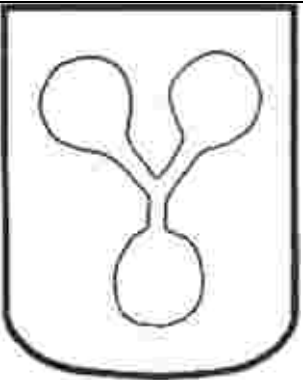


Jakob Freiherr Firnhaber veräußert die Schmitte an seinen Bruder J. C. Frhr. Firnhaber von Eberstein. Dieser ist verheiratet mit der Witwe van der Hoop, die 3 Kinder mit in die Ehe brachte.

J. C Frhr. Firnhaber von Eberstein vererbt die Schmitte seinen Stiefsohn Willem-Gerrit van der Hoop. Als letzte Familie lebt Adrian van der Hoop auf der Schmitte. 1963 verstarb sein einziger Sohn Willem Gerrit, an den Folge eines Unfalls, ihm folgte sein Vater Adrian v. d. H. 1967. Als letzte der adeligen Besitzer auf der Schmitte lebt noch die inzwischen 91. jährige Dorothea van der Hoop, alleine auf der Schmitte.

Mit ihr wird eine fast 500-jährige Geschichte der adeligen Besitzer auf der Schmitte enden.

Jürgen Steinmüller

Wappen und Namenszüge aus der Geschichte der Schmitte

			
Wappen der Herren von Rodheim	Wappen der Lesch von Mülheim	Namenszug auf Schmitter Grenzsteinen: Goldmann-Bierau	Wappen der Freiherren Firnhaber von Eberstein

	Wappen der Freiherren van der Hoop
-------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------

Aus: Jürgen Leib (Hrsg.), Beiträge zur Siedlungs- u. Wirtschaftsgeschichte, Gießen 1982, S. 67 ff.

Gebäude und Geschichte des "Hofes Schmitte"

Erzählt von Freifrau van der Hoop anlässlich einer Führung im September 1996, organisiert vom Heimatverein Rodheim-Bieber.

Die älteste Urkunde in welcher die Schmitte erwähnt wird, stammt aus dem Jahre 1412. Die Schmitte gehörte zur Burg Gleiberg, sie war ein Eisenhammer und hieß Waldschmiede. Der Gleiberg gehörte zu dieser Zeit dem Grafen Philipp dem I. von Nassau-Saarbrücken.

Eisenhaltiges Gestein wurde im Wald durch Holzfeuer zum Ausschmelzen gebracht und zu Eisenstangen und Pflugscharen verarbeitet. Welche Gebäude der Eisenhammer besaß ist nicht genau feststellbar. Mit Sicherheit aber das Glockenhäuschen. Keller und Fundament stammen aus dieser Zeit des Eisenhammers.

Der erste ritterliche Besitzer war Mitglied des Geschlechts von Rodheim, Henne von Rodheim 1439, Wappen: 3 im Kleeblattform gelegte Ringe. Ein Stein mit diesem Wappen liegt heute bei der Platane vor dem Eingang zum „Bachhaus“. 1457 wurde das Burghaus mit dem Treppenturm erbaut, daß die übrigen Gebäude überragt haben wird. Gegenüber *) stand wahrscheinlich das Werksgebäude des Eisenhammers. Unter dem „Neuen Herrenhaus“ befindet sich ein Gewölbekeller, über dessen Eingang ein Sandsteinboden und ein Stützstein ist, so daß das alte „Lange“ Haus vermutlich länger war. Dahinter (in Flußrichtung der Bieberbach) war das Haus des Schmiedes. In 50 cm Tiefe findet man noch heute Schlackenreste aus der Zeit des Eisenhammers.

Vermutlich vor 1468 heiratete Kunigunde von Rodheim, Tochter von Gerlach von Rodheim, Henne den II Lesch von Mühlheim und brachte die Schmitte als Heiratsgut mit in die Ehe*). Der Vater von Henne II, Henne der I Lesch von Mühlheim (sie nannten sich nach einem inzwischen eingegangenen Dorf bei Wetzlar, das heutige Hermannstein).

Dieser war Burgmann und „Ganerbe“ auf dem Vetzberg. Ein typischer Vertreter seines Stammes, ein „Raubritter“. Er raubte etliche Kaufleute aus Köln aus und warf der Stadt Frankfurt den Fehdehandschuh hin.

Der Nachfolge auf der Schmitte ist Marx Andreas Lesch von Mühlheim. Vielleicht die bekannteste Persönlichkeit aus dem Geschlecht Lesch von Mühlheim*). 1646 wurde der Gleiberg im Feldzug (Erbfolgekrieg) zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel von den hessen-kasseler Truppen belagert und abgebrannt, so daß der Eisenhammer die Burg Gleiberg überlebt hat.

Hermann Gottfried Lesch (* Sohn von Hans Herrmann und Enkel von Marx Andreas) mußte schuldenhalber den Vetzberger Hof bei der Kirche an den Kanzler der Universität Gießen verkaufen. Er hat sich für die Schmitte ein Durchgangsrecht zur Kirche und zum „Schmitter-Kirchenstuhl“ ausgedungen. Ich habe dieses Durchgangsrecht noch erlebt und benutzt. Später wurde es zugemauert. Durch Heirat mit Agnes Felicitas Lesch von Mühlheim wurde nun Hans Günther von Brennhausen Besitzer der Schmitte, der dieses Durchgangsrecht ebenfalls beanspruchte was ihm verwehrt werden sollte. Dann aber von der Regierung in Gießen unwiderruflich gestattet worden ist.

Bald nach dem Verkauf seines Hofes starb Hermann Gottfried Lesch 1658*), der letzte männliche Lesch von Mühlheim. Nach dem Tod erhielt seine Groß-Cousine*) Agnes Felizitas und Anna Elisabeth Lesch von Mühlheim die Schmitte. Agnes heiratete den Generalwachtmeister Hans-Günther von Brennhausen. Anna Elisabeth hatte am 14. August 1645*) den Rodheimer (Freisassen) Gießner „Ratsverwandten“*) Johann Goldmann geheiratet. Vermutlich hatte Agnes den Hautanteil an der Schmitte geerbt, denn sie und ihr Mann traten dort am meisten in Erscheinung. Nach dem 30jährigen Krieg während dem die Gebäude verwahrlost waren, nahmen sie Ausbesserung vor. Das Haus mit Treppenturm bekam ein neues Portal. Darüber das Wappen der Eheleute. Über der Tür des zweiten Stalles, der an das Burghaus angeschlossen ist, ist ein Stein mit den Anfangsbuchstaben seines Namens und die Jahreszahl 1655. Am Eingang des Hofes waren von der Stirnseite des Eisenhammers bis zum Wehrtürmchen mit Schießscharte eine 3 m hohe Mauer mit Tor und Türchen in Holz. Die Schießscharte sollte den Eingang zum Hof schützen. Das Wehrtürmchen wurde später in ein Aussichtstürmchen umgewandelt. Auch sozial betätigten sich die beiden. Agnes Felicitas von Brennhausen stiftete die bis zum 2. Weltkrieg durchgeführte Brotspeisung der Armen der Gemeinde, am 7. Sonntag nach Trinitatis. Die Eheleute stifteten der Kirche eine Taufschüssel mit ihren beiden Wappen in der Mitte. Diese Taufschüssel wird bis zum heutigen Tage in der ev. Kirche, bei jeder Taufe eingesetzt*).

Mit dem Besitz der Schmitte ging auch das Amt des Obermärkers) an den Generalwachtmeister von Brennhausen. Ab 1649 war von Brennhausen Festungskommandant in Gießen. 1652 hat er nach dem Schmalkaltischen Krieg seinen Kriegsdienst unter dem Landgrafen von Hessen aufgegeben und die Schmitte übernommen (er wohnte aber weiterhin in Gießen*). Er übernahm das Amt des Obermärkers der Mark Rodheim. Im Jahre ca. 1550 hatte bereits Marx Lesch von Mühlheim 1490 – 1573*) den Eisenhammer in eine Mahlmühle für Getreide umgewandelt. Dessen Räder sich 400 Jahre gedreht haben.

Hans Philipp Lesch "der Mittlere" 1634*) wohnte auf dem sogenannten „Schwarzen Hof" (* EDEKA-Markt/Metzgerei Schmidt), der zur Zeit renoviert wird. Durch den Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) war die Mark Rodheim in starke Unordnung geraten. Ihm (von Brennhausen) und den zwei anderen Obermärkern im nahen Gießen gelang es wieder Ordnung zu schaffen und eine geregelte Verwaltung wurde aufgebaut. Das Thing, die Märkerversammlung wurde auf dem Steinmal, dem sogenannten Schmitter-Köppel abgehalten. Die Mark wurde durch die drei Obermärker in allen inneren und äußeren Angelegenheiten vertreten.

Zu dieser Zeit gehörten nur noch die drei Dörfer Rodheim, Vetzberg und Fellingshausen zur Mark. Die Obermärker unterschrieben die jährliche Markabrechnung, führten abwechselnd den Vorsitz der jährlichen Vollversammlung der Markgenossen, das Thing. Das Amt des Obermärkers war an den Besitz der drei adeligen Höfe Schmitte, Vetzberger-Hof und Hof an der Burgpforte in Vetzberg gebunden.

Der Vetzberger-Hof der damals weit vor dem Dorf lag gehörte dem Amtmann von Gleiberg, Magnus Holzapfel, der Hof an der Burgpforte gehörte Sittig von Wolfkehlen, beide waren Vetzberger Ganerben.

Die Mark befand sich in dieser Zeit in schlimmster Unordnung, jahrelange Streitigkeiten zwischen den Obermärkern und den Dörfern hatten dazu geführt. Durch das Eingreifen zweier in Verwaltungsfragen erfahrene Männer, kam es zu einer Neuordnung der Mark und Aufstellung einer schriftlichen Verfassung. Sie hat ihre „Neugründer“ fast dreihundert Jahren überlebt.

Nach dem Tod von Brennhausen zog seine Frau zu ihrem Sohn (um 1658)*) Hartmann Günther auf die Schmitte. Anne-Elisabeth Goldmann, die Gr. Cousine*) von Agnes Felizitas wohnte mit Mann und 5 Kinder auch auf der Schmitte (nach ihrer Hochzeit wohnte das Paar in Kinzenbach auf dem „Rodenhauser-Hof“ von dem ihre Großmutter stammte, später zogen sie auf die Schmitte oder auf dem Schwarzen Hof, der ihr eigentlich von ihrem Vater gehörte, wo genau, läßt sich nicht mehr feststellen*). Vermutlich wird eine Familie im Burghaus, die andere im Langen-Haus am Bach gewohnt haben. Der Mann von Anna-Elisabeth Goldmann war gezwungen ein Darlehen von dem in Krofdorf wohnenden Georg Rudolf von Nordeck aufzunehmen. Er verpfändete ihm den Anteil seiner Frau an der Schmitte. Als er das Darlehen nicht zurückzahlen konnte wurde er Anfang der 80er Jahre von seinen Gläubiger gezwungen seinen Anteil abzutreten und die Schmitte zu räumen. Agnes Felizitas verwitwete von Brennhausen geborene Lesch von Mühlheim kam durch einen Unfall ums Leben. Sie stürzte vom oberen Boden des Brennhauses.

Es folgten hundert Jahre in denen in Folge Besitz und wirtschaftliche Verhältnisse auf der Schmitte, die Zustände immer schwieriger wurden. Nach dem Tod von Agnes Felizitas von Brennhausen wohnte der Rittmeister Rudolf von Nordeck zu Rabenau alleine auf der Schmitte. Er nannte sich Herr zur Schmitt.

Er war Vetzberger Ganerbe, weil er den Adelshof in der Vetzberger Burgpforte übernommen hatte, wodurch er das Amt eines Rodheimer Obermärker erhalten hatte. In dieser Zeit gab es ernste Schwierigkeiten in der Mark zwischen Obermärkern und den Markgenosse. Es war die letzte Krise in der Mark gewesen. Es folgte eine Blütezeit. Dessen jährliche Vollversammlung das Thing, auf dem Schmitter Steinmal, dem Schmitter Köppel, abgehalten und mit einem Ehrenmal (Festmahl) und fröhlichem Umtrunk auf der Schmitte beendet wurde. Georg Freiherr von Nordeck zu Rabenau war Leutnant im sogenannten Weißen Regiment in Gießen. Bei dem erzwungenen Wegzug von der Schmitte hatte Johann Goldmann und seine Frau Anna Elisabeth einen Prozeß gegen den Rittmeister angestrengt. Als Johann Goldmann gestorben waren, hatte die Witwe den Prozeß weiter geführt. Der Prozeß zog sich über die Jahrhundertwende hin. Er endete vor dem Reichskammergericht in Wetzlar, welches Anna Elisabeth Goldmann ihr Eigentum zurück gab.

Die Darlehensschulden von Johann Goldmann blieben auf der Schmitte liegen. Der bisherige Verwalter wurde abgesetzt und Müller, Hofleute und Gesindel zusammengerufen. Es wurde ihnen mitgeteilt, daß sie von nun an nur Anna Elisabeth (Goldmann) Befehlen zugehorchen hätten. Das Herdfeuer wurde gelöscht, ein neues entzündet, von jedem Haus ein Span abgeschlagen und den Bevollmächtigten von Anna Elisabeth Goldmann übergeben. Bei nachfolgender Fahrt durch die Felder wurde ein Stück Rasen und auf den Feld stehende Frucht ebenfalls überreicht. So hat sie nach zwanzigjährigen

Prozeß die Schmitte zurückerhalten. Zu dieser Zeit war Anna Elisabeth Goldmann bereits 75 Jahre alt. Das mit dem Besitz verbundene Recht des Obermärker wurde von ihrem Sohn Joh. Christoph Goldmann und Schwiegersohn Joh. Ernst Bierau*) wahrgenommen. In dem Protokoll des Reichskammergerichtes werden auch die Gebäude die die Schmitte zu jener Zeit besaß genannt.

Das alte Haus mit Lustgarten und das sogenannte Unterhaus ein kleines Haus mit einer Stube im zweiten Stock und darüber einen Boden auf dem Getreide (Gerste) gelagert wurde. Das alte Haus mit dem Lustgarten ist das Haus am Bach, über dessen Keller, das in den 80er Jahren des 18. Jahrhundert errichtete Haus steht, in welchem ich wohne. Das Haus mit dem Treppenturm ist das Burghaus. Weiterhin die Mühle, das Brauhaus und das Backhaus und alle um den Hof liegende Scheunen und Ställe. Anna Elisabeth Goldmann ließ im unteren Hofteil eine Scheune erbauen mit einer Jahreszahl, die heute noch steht. Anna Elisabeth Goldmann geb. Lesch von Mühlheim, starb im Mai 1719 im Alter von 91 Jahren. Mit ihr starben die Lesch von Mühlheim aus. Ihren Besitz vererbte sich an ihre Kinder, Joh. Christoph und Hartmann Goldmann und ihre Tochter Magdalena Bierau (* Ehemann Joh. Ernst Bierau). Damit war der Besitz „Schmitte“ nicht mehr in einer Familie. So begann die Zersplitterung des Eigentums der Schmitte. Im Besitz dieser Familien war sie von 1719 bis 1736. Aus dieser Zeit stammen die Grenzsteine im Schmitter Wald mit den Zeichen „GB „(Goldmann/Bierau). Das Brauhaus welches in schlechtem Zustand gewesen sein muß wurde 1732 in seinem Oberbau neu errichtet. Die Inschrift über der Tür gibt an, daß der Zimmermann Georg Krauskopf den Bau ausführte. An Gärten werden erwähnt, Garten in dem Hof, vermutlich das heutige Hausgärtchen und ein Teil des Rasens im Hof. Garten auf dem Hof, der jetzige Mühlengarten. Die Bewirtschaftung der Schmitte erfolgte noch geschlossen. Ob die Mühle verpachtet wurde oder in eigener Regie geführt wurde steht nicht fest. 1753 wurde sie nachweislich verpachtet, um diese Zeit hatte die Schmitte sehr viele Schafe, vorher keine und nachher keine. Die Schmitter-Schafe hatten das alleinige Recht im Schmitter „Burgfried“ zu weiden. Erst 1867 wurde davon Abstand genommen. Johann Gottfried Goldmann war der Haupterbe. Die Schmitte muß in diesen Jahren nicht mehr das Aussehen eines Herrnsitzes gehabt haben. Es wohnten dort zahlreiche Leute aus unterschiedlichen sozialen Verhältnisse. Durch Vererbung waren es 15 Besitzer geworden. Selbst die Glocke war geteilt. Die Mehrzahl der Besitzer wohnten gar nicht auf der Schmitte, sondern gingen irgendwo außerhalb ihren Beruf nach. Fischerei und Krebsfang blieben weiterhin bei der Schmitte.

Johann Jakob Fimhaber bezahlte die alte Goldmannsche Schuld an den General von Nordeck zu Rabenau. Johann Jakob Fimhaber, 1721-1791, entstammte einer Frankfurter Patrizierfamilie der im Jahre 1755 durch Kaiser Franz den Freiherrentitel verliehen worden war. Er tat in Gießen Dienst wo sich zu dieser Zeit das hessische Landesgestüt befand. 1773 verkaufte er die Schmitte an seinen Bruder Johann Conrad, Hauptmann in Gießen, Nachfolger als Landes -Stallmeister. Mit ihm war die Schmitte in die Hand eines Mannes gekommen der aufs tatkräftigste dafür sorgte das die auch restlichen Teile von Land die früher zur Schmitte gehörten wieder zurückkamen. Auch den Mühlenanteil den die Erben des verstorbenen Müllers Wagenknecht noch besaßen.

Er setzte den Ankauf der restlichen Anteile und Grundstücke fort. Im Jahre 1785 ist der Ankauf der Anteile der zerstückelten Schmitte beendet, der 20 Jahre gedauert hatte. Anfang der 80er Jahre zog Johann Gottfried Fimhaber, der seinen Abschied vom Staatsdienst genommen hatte auf die Schmitte. Er war unverheiratet. Die Ländereien waren jeweils auf 6 Jahre verpachtet die Mühle ebenfalls auf 6 Jahre. Die Obermärker waren 1782 aus Protest der Märkerversammlungen ferngeblieben wegen Einmischung des hessischen Staates in die Verwaltung. Die Obermärker waren Johann Conrad Fimhaber Freiherr von Eberstein, Superintendent Bernhard Besitzer des Vetzberger Hofes, für das dritte Stammhaus an der Vetzbergter Burgpforte zeichnete Nassau-Weilburg das 1765 die Rechte der Vetzberger Ganerben erworben hatte. Johann Conrad *) Fimhaber ließ das Haus am Bach abreißen und baute das jetzt noch stehende im Mansardensform. Laut Inventarverzeichnis stand es 1795 unter Dach und Fach, war aber noch nicht eingerichtet. Ob er den hinter der Schmitte liegenden Park einrichtete ist nicht feststellbar. Der Hang hinter dem Burghaus wird als Schmitter Berg bezeichnet, wo auch das Burggärtchen als am Schmitter Berg gelegen hervorkommt. Fimhaber kauft am 29. Dezember und am 29. März das bei der Kirche gelegenen Hofmannsche Gut von den Erben des früheren Besitzers, des Rentmeisters Ludwig-Gottfried Hofmann in Gießen. Es war früher Lescher Besitz gewesen und dann verkauft worden. Der Grundbesitz von Fimhaber war nun auf 85 ha angestiegen. Der Schmitter Wald war 21 ha groß.

Johann Gottfried Fimhaber starb am 22. Februar. Ihm gebührt der Verdienst die Schmitte wieder zu einem Ganzen zusammengeführt zu haben. Er vererbte die Schmitte und das Hofmannsche Gut den Kindern seines verstorbenen Bruders Max*), Johann, Jakob und Antoinette. Bis 1808 war die Schmitte gemeinsamer Besitz. Die Verhältnisse änderte sich durch den Besitzerwechsel nicht. Die beiden männliche Erben waren noch zu jung, um auf die Schmitte zu ziehen. Johann Konrad studierte in Jena, er wurde Leutnant im Kurfürstlichen Regiment Garde du Corps in Kassel. Jakob studierte Jura. Antoinette war mit dem Legationsrat Johann Heinrich Jordan in Frankfurt verheiratet. Verwalter und Jäger wohnten auf der Schmitte. Die Mühle war an Christian Strackbein verpachtet. Im Krieg gegen die französische Republik war auch Rodheim durch kriegerische Auseinandersetzungen betroffen. 1796 kamen österreichische Truppen auf dem Rückzug in die Gegend. Viele Rodheimer Einwohner flüchteten vor den anrückenden Franzosen in, das neutral gebliebene Fürstentum Hessen-Kassel. Es kam zu einem Angriff der Österreicher aus dem Krofdorfer-Forst. Die Franzosen wurden von den Österreichern aus dem Bereich Vetzberg und Schmitte bis nach Kinzenbach und Heuchelheim gedrängt. Mehrere verwundete Franzosen wurden auf der Schmitte im heutigen Fernsehzimmer gepflegt. Die verstorbenen Soldaten wurden im Gärtchen begraben. Da die Gegend von den Franzosen bis 1806 besetzt blieb, hatten die Rodheimer viel zu leiden.

Die Geschwister Fimhaber haben wohl nur Urlaubs- und Ferienbesuche auf der Schmitte gemacht. Sie wohnten im Haus mit Treppenturm, denn das Haus am Bach wurde erst 1808 für Wohnzwecke eingerichtet. Anstelle der unteren Hofmauer waren Ställe eingetragen. Vor den vorderen Hoftor war das sehr kleine Backhaus. Dort wo heute der An-

bau des Burghauses steht war ein Garten in dessen Mitte ein Brunnen war. Der Abfluß des Mühlgrabens war noch nicht eindeckt und der Küchenanbau noch nicht errichtet. Der Mühlengarten hieß Hüttengarten, der vordere Teil Hopfengarten. Es wurde im Brauhaus Bier gebraut, wofür der Hopfen gezogen wurden.

1808 kauft Johann Conrad Firnhaber die Anteile der Schmitte von seinen Geschwister. 1807 heiratet er die Witwe des holländischen Majors Adrian van der Hoop. Sie brachte 3 Kinder mit in die Ehe, die Zwillingsbrüder Willem-Gerrit und Walter und die Tochter Luise. Firnhaber zog mit ihnen nach Beendigung seines Dienstes auf die Schmitte. Er richtete das Wohnhaus am Bach ein und erstellte den Küchenanbau. Später zog seine verwitwete Mutter zu ihm. Sie war in zweiter Ehe mit dem Geheimen Legationsrat von Fuchs verheiratet. Er wohnte nur im Sommer auf der Schmitte, im Winter wohnte er in Frankfurt am Roßmarkt. Von seinen Stiefsöhnen studierte Walter Forstwissenschaft. Willem-Gerrit sollte nach dem Tod des Stiefvaters die Schmitte übernehmen und studierte deshalb Landwirtschaft. Willen-Gerrit heiratete Luise Freiin. von Dörnberg und Walter als großherzoglicher Forstmeister Emilie Freiin. von Dörnberg. Die Gutsgebäude des Hofmannschen Hofes wurden versteigert, die Mühle und die Länderein blieben verpachtet. Für den Schmitter Köppel taucht der Name Schneckentürmchen auf dessen Ursprung des Namen ist nicht erklärbar. Firnhaber der vom Kurfürsten von Hessen zum Kammerherren ernannt worden war, war sehr wohlhabend. Er verwandelte das Wäldchen in eine englische Parkanlage um. Er erreichte daß die Straße von Gießen statt unterhalb des Vetzberges über Rodheim geführt wurde, so daß das Hinterland erschlossen war. (Audienz beim Großherzog von

Hessen). Am 30. Oktober 1837 wurde die viele Jahrhundert alte Mark Rodheim aufgelöst. 1848 wurden die Jagdrechte der Schmitte aufgehoben. Die Jagd wurde von Willem-Gerrit van der Hoop gepachtet. 1849 starb Firnhaber, seine Frau war 11 Jahre zuvor gestorben. Beide wurden in Frankfurt beigesetzt. Mit ihm starb der letzte Firnhaber von Eberstein. Firnhaber hatte den Armen der Gemeinde 1000 Gulden vermacht und der Kirche 500 Gulden. Willem-Gerrit wurde Alleinerbe. Willem-Gerrit van der Hoop übernahm nach dem Tod des Stiefvaters die ganze Schmitte, welche er seit 1835 bewirtschaftete. Seine Miterben zahlte er aus und war damit alleiniger Besitzer der Schmitte.

Er mußte 27000 Gulden aufwenden welches er aus dem ererbten väterlichen Erbe, dem holländischen Besitz und dem Gut Schönfeld, das er verkaufte erworben hatte. Willem-Gerrit betreib weiterhin Landwirtschaft, obwohl sich dies wegen der geringen Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse nicht mehr rentierte. Er baute eine sogenannte holländische Scheune, einen offenen Rundbau mit Dach. Sie wurde aber bald wieder abgerissen. Er nahm zahlreiche bauliche Veränderungen vor. Der alte Lustgarten wurde verkleinert durch Zurückverlegung und Errichtung der jetzigen Mauer. Der Hof wurde gepflastert. Die alte hohe Mauer am vorderen Hofeingang durch die jetzt stehende Mauer ersetzt. Im Park wurden zahlreiche Jasmin- und Fliedersträucher gepflanzt. 1857 starb Willem-Gerrit.

Er war erster männlicher van der Hoop der seine Ruhestätte auf dem Rodheimer Friedhof fand. Willem-Gerrit hinterließ 4 Kinder. Adrian, Ferdinand, Georg und Marie. Ad-

rian übernahm die Bewirtschaftung der Schmitte nach dem Willen seines Vaters. Marie hatte ihrem Bruder Generalvollmacht für die Verwaltung gegeben. Die Schmitte hatte zu dieser Zeit 213 Morgen Ackerland, 107 Morgen Wiese, 147 Morgen Wald und 4 Morgen Garten und Wege insgesamt 489 Morgen. Adrian van der Hoop war verheiratet mit Georgina Freiin von Dörnberg, hatte 2 Kinder Georg und Emilie. Seine Frau starb 1846. Die Landwirtschaft wurde von Adrian wegen Unwirtschaftlichkeit aufgegeben. 1880 wurde an die Mühle ein Wohnhaus angebaut und die Mühle mit neuem Inventar versehen. Bei dieser Gelegenheit wurde das große eiserne Mühlrad angeschafft. 1866 war das hessische Hinterland an Preußen gekommen. Ab ca. 1870 machte sich der Wohlstand in Rodheim bemerkbar, 1898 wurde die Biebertalbahn gebaut, der Bahnhof befand sich gegenüber der Schmitte.

Adrian van der Hoop war der Bevollmächtigter der Erbgemeinschaft. Die von 1931 bis 1952 bestand. Sie bestehend aus Adrian van der Hoop, Willem-Gerrit van der Hoop, Wolfgang Freiherr von Fritsch. Durch fehlendes Testament des Großvaters Adrian van der Hoop war die Schmitte vor der erneuten Aufteilung nicht mehr geschützt. Nach dem Krieg drängten Wolfgang von Fritsch und Willems-Gerrits Frau auf eine Erbteilung. Adrian versuchte vergeblich die Teilung zu verhindern. Die Verhandlungen dauerten bis 1952. Das Ergebnis war das Adrian den Hof mit etwas Land und etwas Wald erhielt.

1963 starb unser Sohn Willem-Gerrit und 1967 mein Mann Adrian van der Hoop. Nach diesen Schicksalsschlägen setzte ich (Freifrau van der Hoop) all meine Energie ein, um die Schmitte zu renovieren. In den vergangenen 30 Jahren wurden sämtliche Gebäude renoviert und das Fachwerk freigelegt. Dabei wurden auch die Fensterläden diagonal in roter Farbe gestrichen, so daß das Haus elegant wirkt. Alle Inschriften wurden heraus gearbeitet und sind heute sichtbar.

Der Heimatverein Rodheim - Bieber e. V. spricht an dieser Stelle Freifrau van der Hoop einen herzliches Dankeschön für die geleistete Arbeit aus.

Zur besserem Verständnis wurde der Bericht mit einigen *) Erklärungen und Daten ergänzt.

Jürgen Steinmüller

Der Steinbruch in der Kehlbachstraße und die Biebertalbahn

von Herrn Prof. Dr. Hartmut Drebes

Bestand zur Zeit der Übernahme

Mein Vater, Eugen Drebes, übernahm den Kalksteinbruch im Jahre 1940 von Karl Schlierbach. Es war eine schwere Zeit einen solchen Betrieb zu führen, weil jüngere gesunde Männer alle zum Kriegsdienst eingezogen waren. Meist Ältere teils. auch Berginvaliden, für die die Untertagearbeit in den umliegenden Eisenerzgruben zu schwer geworden war, arbeiteten im Steinbruch. Ich erinnere mich noch an Namen wie Karl Bender, Ludwig Reeh (Balsersch Lui), Karl Albrecht, Karl (?) Groß, Wilhelm Wagner, Schnuck. Insgesamt arbeiteten 8 bis 9 Leute im Betrieb.

Hergestellt wurden Schotter und Splitt in einer kleinen Brecheranlage am Nord-Ostende des Steinbruchs, in der Nähe der verlängerten Kehlbachstraße gelegen. Von der Biebertalbahn aus existierte ein Gleisanschluß zwischen den Verladestellen der Gruben Königsberg und Friedberg. Das Gleis ging auf der diesen beiden Verladestellen gegenüberliegenden Seite ein Stück weit in Richtung Steinbruch, so daß dort ca. 4 bis 6 der m.W. je 8 Tonnen fassenden Stahlgüterwaggons der Bahn stehen konnten.

Der Schotter wurde in Feldbahnloren (Rollwagen) aus Silos, abgezogen und dann in die Waggons gekippt. Die Schottersilos selbst standen nicht direkt an der Bahn, sondern an der Kehlbachstraße. Deren Fundamente müßten noch zu sehen sein.

Die Bahngleise verliefen entlang einer Bruchsteinstützmauer. Auf dieser lag das Feldbahngleis, von dem aus sowohl der Schotter als auch Bruchsteine aus dem Steinbruch („Pferdeköpfe, Kindsköpfe, Katzenköpfe“) direkt in die Waggons abgekippt wurden.

An freien Tagen machte es uns Kindern eine besondere Freude, mit einem Rollwagen, der sogar eine Bremse hatte, von der hoch gelegenen Schutthalde in einem Zug über Drehscheiben und Weichen bis hinunter zu dieser Verladestelle zu fahren. Ein nicht ganz ungefährliches Vergnügen.

Neben dieser Verladestelle für die ungebrannten Produkte des Steinbruchs lag am Ortsausgang der Kehlbachstraße gegenüber dem Dreschplatz das eigentliche „Kalkwerk“ mit mehreren Kalköfen zur Herstellung von gebranntem Kalk. Als wir 1945 herkamen befand sich dort gegenüber dem Kalkwerk noch eine Fahrzeugwaage.

Die Kalköfen wurden, nachdem das Brennen 1954 endgültig zum Erliegen gekommen war, zu Silos für gemahlene Rohkalk umgebaut und standen dort noch bis zu ihrem Abriß in den Jahren 1990/91

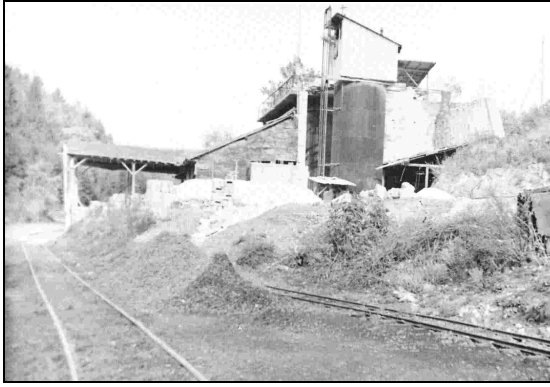


Abb. 1:
Die Betriebsanlagen des Kalksteinbruches Drebes im Kehlachtal. Im rechten Teil ist ein Schachtofen zu sehen, der zur Herstellung von gebranntem Kalk diente.

Aus: Rainer Haus, Die Biebertalbahn, Biebertal 1998, S. 238

Die Kalk-Öfen

Die Öfen- waren ca. 10 m hohe zylindrische Eisenmäntel mit ca. 4 m Durchmesser, die innen mit Klinker ausgemauert waren. Unten ruhten die Behälter auf einem gemauerten Sockel. Der Ofen hatte an seiner Sohle einen satteldachtörmigen robusten Stahlrost, dessen Rostdurchfall, die sogenannte Kalkasche, durch einen an der Stimseite befindlichen Tunnel entnommen werden konnte. Zu beiden Seiten befanden sich schräge Stahlklappen, aus denen der gebrannte Stückkalk abgezogen wurde.

Zur Inbetriebnahme wurde der Ofen zunächst mit Kleinholz, dann einer Lage Klafterholz und danach mit wechselnden Lagen von ca. 1/4 Koks und 3/4 Stückkalk, d.h. Kalkbrocken ca. in Kindskopfgröße, beschickt bis zu seinem - oberen Rand. Der Ofen brannte dann langsam durch, wobei der Brand mit Hilfe der unteren Lüftungsklappen und eines Ventilators reguliert werden konnte. „Es muß schon einige Erfahrung dazu gehört haben, den Kalkofen so zu beschicken und zu betreiben, daß der Ofen gleichmäßig durchbrannte und das Ziel erreicht wurde, dem Rohkalk durch Temperatureinwirkung das Kohlendioxid zu entziehen, sodaß gebrannter Kalk entstand, der dann für Mauer-, Putz- und Weißbinderarbeiten eingesetzt werden konnte. Manchmal gab es einen Fehlbrand, der Kalk blieb innen roh und konnte nicht verkauft werden. Wie lange es dauerte, bis der Ofen nach oben durchgebrannt war, weiß ich nicht mehr; eine Woche mag es gewesen sein oder etwas weniger. Der Brand konnte dann durch fortlaufendes Nachfüllen von Kalk und Koks so lange fortgesetzt werden, wie Aufträge da waren. Nur lagern konnte man den Branntkalk nicht lange, weil er dann in der Luftfeuchtigkeit ablöschte.

Das Beschicken war wegen der entstehenden Kohlenmonoxid- und Kohlendioxidgase nicht ganz ungefährlich. Man mußte darauf achten, an der windzugewandten Seite zu stehen. Da das Feldbahngleis aber in der Mitte zwischen beiden Öfen lag, war das nicht immer möglich. So ist es dort oben manchmal den Arbeitern übel geworden.

Die entstehenden Produkte waren Kalkasche (Rostdurchfall bestehend aus Koksasche und Kalkabrieb) und gebrannter Stückkalk. Kalkasche wurde als Düngemittel und zur

Mörtelbereitung abgegeben, der gebrannte Stückkalk war wertvoller.- Er ging zum großen Teil an Weißbinder, die ihn zunächst einsumpften (ablöschten und lagerten) und ihn danach zum Weißen verwendeten.

Kurzfristig wurde auch mit einer Hammermühle gemahlener Branntkalk hergestellt, nachdem hierfür früher eine Kugelmühle existiert hatte. Dieser Produktionszweig wurden aber bald wieder eingestellt.

Die beste, Zeit für das Brennen von Kalk waren die Jahre 1946 bis 1948. Die Bauern, viele aus dem Hinterland, hatten Geld und Lebensmittel zum „kompensieren“. So entwickelte sich dort - nach dem Kriege bis zur Währungsreform -- eine rege Bautätigkeit und manches Fuhrwerk, mancher Holzgas -LKW mit gebranntem Kalk wurde während dieser Zeit verkauft. Aber die Bestellungen mußten lange vorher aufgegeben werden, wußte - man doch nicht, wann Koks zum Brennen zur Verfügung stehen würde.

So kompensierte einmal mein Vater eine Gans und machte sich mit dem geschlachteten Tier per Bieberlies und Reichsbahn auf die „Weltreise“ ins Ruhrgebiet, um mit diesem Geschenk einen Kohlelieferanten gnädig zu stimmen. Was mußte alles passieren, um meinen geradlinigen Vater zu einem solchen „Schmiermittel“ greifen zu lassen!



Abb. 2:
Verladung von gebranntem Abfallkalk
im Kehlachtal, Aufnahme um 1925.

Aus: Rainer Haus, Die Biebertalbahn, Biebertal 1998, S. 210

Der zum Kalkbrennen verwendete Koks wurde von der Biebertalbahn angeliefert und hinter dem Doppelhaus Wagner/Leib (Geillersch) abgeladen. Von dort wurde er per Lore mit einer Seilwinde auf die Höhe des Kalkofens geschleppt. Bahnverladung ,des Branntkalks erfolgte kaum, da dieser meist in das nahe Umland verkauft wurde.

Nach 1948 wurde immer seltener Kalk gebrannt, das letzte Mal zum Bau unseres Hauses 1954. Nach und nach ersetzt fertig abgepacktes Kalkhydrat den wesentlich langwieriger für Bauarbeiten zu verwendenden Branntkalk.

Arbeit während des Krieges

Neben den einheimischen Arbeitern waren während des Krieges auch ca. 10 französi-

sche Gefangene im Steinbruch eingesetzt: Sie wurden in einer umgebauten Maschinenhalle untergebracht, einem halbsteinigen Fachwerkbau auf Betonfundamenten, in dem wir 10 Jahre lang nach dem Kriege lebten. Er brannte ca. 1980 ab.

Aus dieser Halle hatte man 3 Räume gemacht; je links und rechts ein Raum für die Gefangenen und in der Mitte der Wachmannsraum. Der Wachmann, hieß mit Vornamen Ludwig, im Dorf nur Lui genannt - und so nannten ihn auch die Gefangenen. Gertrud Hofmann kochte für sie. Das Essen war nicht schlechter als das Lebensmittelkartenesen der übrigen Deutschen. Im übrigen besserten sich's die Franzosen mit Weinbergschnecken auf. Als 1945 - die Amerikaner einrückten, wurden die französischen Kriegsgefangenen zu Hilfspolizisten ernannt. Was taten sie? Statt sich für erlittene Unbill zu rächen, kamen sie zu Besuch zu meinem Vater und sprachen „von alten Zeiten“. Die Steinbruchzeit ihrer Gefangenschaft war ihre glücklichste Kriegszeit gewesen.

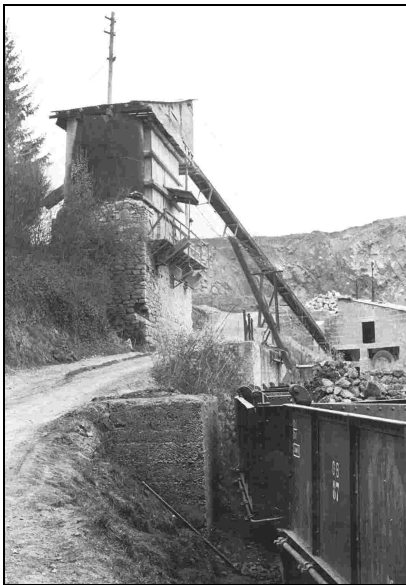


Abb. 3:

Abgestellte Erzwagen der Biebertalbahn im mittleren Anschlußgleis des Steinbruches von Eugen Drebes. Hier erfolgte auch die Schotterverladung.

Aus: Rainer Haus, Die Biebertalbahn, Biebertal 1998, S. 255

Gegen Kriegsende wurden die Gefangenen verlegt, etwa die gleiche Zahl an deutschen Soldaten sollten im Steinbruch Material zum Bau von Flakstellungen im Biebertal gewinnen. Alles ging aber schon drunter und drüber, so daß - die Kapitulation wird's nicht weiter beschleunigt haben - die Soldaten schließlich zum Bau einer Stützmauer an einem weiteren' Gleisanschluß der Biebertalbahn zwischen Kalkwerk und alter Brecheranlage eingesetzt wurden. Die Soldaten wurden dann (am 15. März) von den Amerikanern gefangengenommen. Ich sehe sie heute noch mit hinter dem Kopf verschränkten Armen zum Lastwagen geführt werden.

Wir selbst wohnten während des Krieges in Gießen. Täglich fuhr mein Vater mit der Biebertalbahn zum Steinbruch und kehrte abends wieder nach Gießen zurück. Sämtliche Betriebsmittel mußten mühselig mit dem Bähnchen antransportiert und dann meist per Handkarren vom Bahnhof abgeholt werden. Nachdem unsere Wohnung in Gießen

am 11.12.1944 zerstört wurde, richteten wir uns in Bieber in 2 Räumen des ehemaligen Gefangenenlagers ein.

Neubau der Brecheranlage

Die alte Brecheranlage, zu der die Rollwagen noch per Winde hochgezogen werden mußten, war veraltet, so daß ,mein Vater 1945 bis 1947 unter schwierigsten Umständen dort, wo die Soldaten die Stützmauer gebaut hatten, eine neue größere - Brecheranlage errichtete. Weil er an der Baustelle mehr Zeit als zu Hause zubrachte, nannten wir das neue Bauwerk seine Braut. Der Brecher lag versenkt in einem Graben, so daß das Gestein ebenerdig angefahren werden konnte. Es war ein massiver Gußrahmen, in dem eine feststehende geriffelte Brecherbacke und eine über Exzenter bewegliche Backe gleicher Art gegeneinander arbeiteten. Eine starke Feder ermöglichte ein Ausweichen der beweglichen Backe. Die Exzenterwelle wurde von einem Elektromotor angetrieben. - Zwei Schwungräder speicherten die kurzfristig zum Knacken der Steine notwendige Energie. Die Maulweite betrug oben. 40/90 cm. Das gebrochene Gut fiel auf ein langes steiles Gummiförderband und gelangte zu einem hochgelegenen Schwingsieb, das das Material klassierte in Feinsplitt, Grobsplitt und Schotter. Der Schotter, hauptsächlich an Gießereien geliefert, war das Hauptprodukt, für das zwei Silos zur Verfügung standen. Der Splitt wurde meist örtlich für Betonarbeiten abgegeben. - Zwei der Silos waren aus den Stahlringen abgebauter Kalköfen gebildet, das dritte Silo nahm den dazwischen liegenden Raum ein.

Lange dauerte es während dieser schlechten Zeit, bis der Brecher (die Braut) gebaut wurde und endlich zufriedenstellend funktionierte. So dichtete meine Mutter zum Geburtstag meines Vaters 1946:

Er `ne Braut, die noch nicht geht,
sein Haus hängt in der Luft,
das Kalkwerk noch untätig steht,
„Was wird aus mir!“ er ruft.

Um die schwierigsten Montagen der Silos und insbesondere des Siebs durchzuführen, halfen uns drei Spezialisten aus Rodheim, die Gebrüder Milchsack, genannt die Milchsäcke, die oben beim Pastorat eine Schlosserei und Dreherei betrieben. Wann immer eine komplizierte Montage anstand, waren die drei Brüder, Könner ihres Fachs, in ihrer ruhigen überlegten Art dabei. Schwere Dinge freischwebend nach oben transportieren mußten sie aber auch können, denn die morsche Holzterasse zu ihrer Werkstatt, in Rodheim hatte bereits Mühe, die Menschen zu tragen.

Infolge der Zwangsbrechung im Backenbrecher spaltete der Kalk mehr länglich und ließ sich schlechter verdichten als das in der Prallmühle durch Prellschläge entsprechend seiner Kristallstruktur mehr würfelförmig gebrochene Material. So war es für den Straßenbau nicht gut verwendbar, was auch den Absatz bei dem später vermehrten

Straßenbaumaßnahmen der 60er Jahre erschwerte.

Hart an den Silo vorbei führte eine schmale unbefestigte Fahrstraße. Hier wurden die LKW's und Fuhrwerke über herabschwenkbare kurze Schurren beladen, die zugleich die Silos verschlossen, wenn sie hochgezogen wurden. Für die Bahnverladung war ein Anschlußgleis der Biebertalbahn in einer Schlucht zwischen zwei Stützmauern parallel zu der Straße; geführt. Eine ebenfalls auf Schienen laufende längere Rutsche wurde für die Bahnverladung an die kurzen Schurren heran geschwenkt und leitete den Schotter zu den Waggonen.

Bahnverladung:

Firma Osram Berlin (Sackkalk)

Firma Glashütte Lohr

Firma Pegulan Konz (Sackkalk) –Fußbodenplatten-

Firma Glashütte Budenheim – später Umstellung auf LKW-

Firma Glashütte Hattersheim –später Umstellung auf LKW—

Schotter für die Firma Bänniger in Gießen --später Umstellung auf LKW—

Schotter für die Eisenwerke im Hinterland (Dautphe, Weidenhausen usw.)

Schotter für Firma Teves in Frankfurt

Stückgut für die Zuckerfabrik in Friedberg

Alles, was innerhalb des Kalkwerks in all den Jahren seit 1946 an Stahlbau und Schlosserarbeiten anfiel, so auch die vielen Arbeiten bei der neuen Brecheranlage, wurde durch Leo Härtl aus Fellingshausen (urspr. Sudetenland) ausgeführt, der bis zu seinem Ruhestand, dem Betrieb treu blieb. Die Brecheranlage ist nach Stilllegung des Steinbruchs nicht abgebaut worden. Sie liegt inzwischen - einige Tonnen Eisenschrott - unter Bauschutt begraben.

Das Kalkvorkommen

Im Steinbruch stand zu ca. 60 bis 70 % Weißkalk (CaCO_3) an, ein hellgraues bis bäu-lichgraues feinkristallines Gestein. Der Stein war spröde und gut spaltbar. Er enthielt nur sehr wenig Versteinerungen. Ein Teil des Vorkommens war sich durch einen sehr geringen Eisengehalt (kleiner $0,03 \text{ ‰}$), aus. Dies war das Gestein, das später roh gemahlen an Glashütten zur Produktion hochwertigen Glases geliefert wurde. Das beste Vorkommen dieses Kalks lag im vorderen Teil des Steinbruchs, der in einer ausgedehnten Bucht in Richtung Rodheim solange abgebaut wurde, bis die Bebauung eine weitere Ausbeutung verhinderte.

Im östlichen hinteren Teil war die Qualität des Weißkalks für Glaskalk weniger geeignet und das Gestein etwas grauer. Es wurde meist zu Schotter, Splitt oder „Stecksteinen“ (ursprünglich Wegebau, später mehr Natursteine für Mauern) verarbei-

tet. Der Weißkalk im Ostteil des Steinbruchs war zuweilen auch braunrot marmoriert - „Bloutwurscht“- wurde er genannt. Man erzählte, dieser Kalk sei früher auch , mal zu Marmor geschliffen worden.

Neben dem Weißkalk stand Graukalk (CaMgCO_3) an, ein graues bis graubraunes Gestein. Der Graukalk war schwerer mit dem Vorschlaghammer zu spalten. Er verwitterte, leichter. Häufig wurden Kalkspatkristalle in kleinen „Drüsen“ gefunden, mit unterschiedlichen Färbungen weiß, grau, rosa, rot, graphit-ähnlich. Auch Versteinerungen wurden öfter gefunden, so z.B. etwa bleistiftstarke zylindrische Versteinerungen (Bemelniten?). Der Graukalk war schwerer abzusetzen, weder, für Glaskalk noch für Schotter zu verwenden. Lediglich als Wegebaumaterial minderer Güte oder als Branntkalk zum Mauern wurde er eingesetzt. So blieben die Graukalkvorkommen als Horste stehen, die beim Abbau möglichst umgangen wurden.

Viel zu schaffen machte der Abraum. Mutterboden als obere Auflage und darunter Lehm, die in dem karstigen Kalk viele Hohlräume bis herunter zu der ca. 25 m tiefer liegenden Abbausohle ausgefüllt hatten. Bei trockenem Wetter war es nicht weiter schwierig, Abraum vom Gestein zu trennen, bei Regen war es katastrophal: Lehm und Gestein klebten zusammen, eine Strafe, sie von Hand auszusortieren. So gelangten Lehmklumpen auch in Schotter und Splitt, so daß die Qualität dieser Produkte bei schlechtem Wetter merklich nachließ. Schlecht, wenn aus solchem Splitt Beton hergestellt wurde.

Noch heute zeugen die hohen Abraumhalden entlang der verlängerten Kehlbachstraße von dem immensen Aufwand zur, Abtrennung dieses unproduktiven „Drecks“. Der Abtransport erfolgte zunächst mit dem Rollwagen per Hand₁ dann steiler hinauf mit der Diesellok, schließlich zu noch größeren Höhen mit dem Absetzmuldentransporter.

An einigen Stellen stand Manganerz bzw. Eisen-Manganerz in Form örtlich begrenzter Taschen an. Einiges von diesem Erz wurde an die Ziegelindustrie zum Färben geliefert. Die Lieferung hörte jäh auf, nachdem in einer Partie Manganerz einige Kalkverunreinigungen gewesen waren, die dann zu Beanstandungen der Ziegel führten. Erstaunlich war, daß Eisen-Manganerz und eisenfreier Weißkalk unmittelbar nebeneinander lagen.

Verwendung des Kalks

Aus der Kriegszeit ist mir wenig über die verkauften Produkte bekannt. Sicher wurde der Kalk für die „Kriegswichtige“ Produktion; d.h. in Gießereien eingesetzt. Soweit Kalk gebrannt werden konnte, wurde er für örtlichen Bedarf verkauft.

Die Zeit nach dem Kriege war sehr wechselhaft. Zunächst lag der Betrieb kurze Zeit gänzlich still. Bald belebte sich aber die Nachfrage, hauptsächlich zunächst durch be-

ginnende Bautätigkeit im Nahbereich. Gebrannter Kalk wurde für den Wiederaufbau verkauft, desgleiche gebrochenes Material hauptsächlich Splitt. Die Gießereien des Umlandes z. B. Benninger, Dautphe, Weidenhausen, Fritz Winter in Laubach, Alfred Teves in Frankfurt bezogen Splitt als Flußmittel für den Eisenguß. Stecksteine wurden anfangs noch als Packlage für den Wegebau sowie als Füllsteine zur Betonersparnis bei Fundamenten geliefert. Guter, schön gespaltener Weißkalk fand Absatz als Naturmauerstein. Zeitweilig wurde während der Kampagne Weißkalk an die Zuckerfabrik Friedberg geliefert.

Mit dem Tag der Währungsreform hörte die Konjunktur schlagartig auf. Kalk hatte man für das wertlose alte Geld noch bekommen können. Nun hatte man Besseres für das zunächst wenige gute Geld zu kaufen.

Noch am Abend des 19. Juni 1948 hatten die Kunden ihre Wagen mit Kalk voll beladen und sofort bezahlt, in Reichsmark natürlich.

Dann trat Stille ein. Steinbruch durchlebte eine Krise. Die Produktion gemahlener Branntkalks erfüllte nicht die Erwartungen und wurde eingestellt.

1950 wurde die hervorragende Eignung des Bieberer Kalks für Glashütten festgestellt und es begann ein Jahrzehnt der Prosperität. Am Platz der Kalköfen wurde nach und nach ein Mahlwerk für Rohkalk erstellt, bestehend aus Prallmühle, Hammermühle, Becherwerk, Siebung und Entstaubung. Später kam zur besseren Klassierung noch ein Windsichter hinzu. Der Kalk wurde fein vermahlen zu den Körnungen 14 mm (nur von Weißbindern als Kratzputz verwendet), 0,5-1 mm und 0-0,5 mm (Kalk für Glashütten). Der Windsichter klassierte das Material 0-0,5 mm noch in weitere Feinheitsgrade. Dieses Material wurde für Sonderzwecke wie z.B. Ummantelung von Schweißelektroden verwendet.

In der besten Zeit war die Glashüttenkundschaft über ganz Deutschland verstreut: Fahrenkrug in Schleswig-Holstein, Gerresheimer Glashütte bei Düsseldorf, Heye bei Hannover, Glashütte Tettau in Friedrichsdorf, Budenheim bei Mainz, Lohr im Spessart, Klein-Tettau in Nordbayern, Osram Berlin, selbst nach Belgien und Frankreich wurde exportiert. Maximal arbeiteten 35 Leute im Steinbruch, das Mahlwerk arbeitete in zwei Schichten.

Der gemahlene Rohkalk wurde teils abgesackt, teils lose verladen. 3 Biebertalbahnwaggons ergaben einen Bundesbahnwaggon. Vor Beladung mußten die Bordwandfugen mit einem Kalk - Wasserbrei abgedichtet werden. Besonders aufwendig war die Sackverladung für Fa. Osram. Jeder einzelne 50 kg Sack, 400 Stück für eine 20 t Ladung, wurde per Sackkarre in die gedeckten Wagen der Bieberlies gefahren und 5 km entfernt in Abendstern vom Personal der Kleinbahn in die Bundesbahn umgeladen, wobei die Säcke noch geschichtet werden mußten.

Kalkgewinnung

Die Kalkgewinnung im Steinbruch war ein mühseliges Geschäft. Ursprünglich wurden Feldbahngleise bis vor die Wand verlegt und die Steine per Hand in die ca. 1,40 m hohen Rollwagen geladen. Wenn größere Sprengungen durchgeführt wurden, mußte vorher das Gleis zurück gebaut werden. Um an möglichst vielen Stellen laden zu können, wurden Drehscheiben mit mehreren Gleisanschlüssen eingesetzt. Provisorisch, wie die Schienen lagen, blieben Entgleisungen nicht aus, besonders ärgerlich, wenn es sich um mühselig beladene Wagen handelte.

Größere Steine wurden mit dem Vorschlaghammer, der „Schloag“ in kleinere Stücke zerschlagen. Das brauchte schon etwas Erfahrung, um Verletzungen durch Steinsplitter zu vermeiden und mit möglichst wenig Schlägen Erfolg zu haben. Waren die Steine zu groß, wurden sie angebohrt und entweder aufgekeilt oder gesprengt. Auch Sprengen mit Aufleger war möglich: dann wurde der Sprengstoff in eine Gesteinskuhle gelegt (mit Zündhütchen und Zündschnur versteht sich), mit einem ordentlichen Lettenschlag abgedeckt und dann gezündet. Die knallten besonders !

Die Sprengungen in der Wand waren ein besonderes Kapitel. Zu Anfang wurde mit 25 mm starken Bohrern gebohrt, die bis 6 m tief reichten. Die Preßluft wurde durch einen ortsfesten Kompressor im Maschinenhaus erzeugt und in einem benachbarten 5000 l fassenden Kessel zwischen gespeichert. Von dort gingen stählerne Preßluftleitungen zum Steinbruch. Dort kuppelte man zöllige Preßluftgummileitungen an. Zwei Bohrer konnte der Kompressor betreiben. Senkrecht von der Oberseite der Wand nach unten zu bohren wurde mit diesen leichten Bohrern selten praktiziert. Statt dessen wurde die Wand schräg angebohrt, bisweilen auch, wenn, sie standfest genug war, von unten nach oben. Hierbei versuchte man, den tragenden unteren Teil abzusprengen und den überstehenden oberen Teil zum Abstürzen zu bringen. Die Vorschrift, daß die Wand nicht stärker als 70 Grad geneigt sein sollte, wurde dabei nicht immer eingehalten.

Die Sage ging, daß durch eine solch überhängende Wand, bevor mein Vater den Steinbruch übernahm, einmal Rollwagen und Gleise, ja sogar ein ganzes Kuhfuhrwerk begraben worden sein sollen. Ob überhängend oder nicht, die gefährlichsten Zeiten vor der Wand waren zur Zeit des Tauwetters oder nach längeren Regenfällen, wenn das Gestein vom Frost gelockert auf den schmierigen Lehmschichten abglitt. Dann wurden Beobachtungsposten aufgestellt oder die Arbeiten vor der Wand gänzlich unterbrochen. Dennoch ist der Arbeiter Josef Paul durch einen abstürzenden, abprallenden Stein zu Tode gekommen und mein Vater wurde durch einen ähnlichen Unfall verletzt. Später nahm die Gefährlichkeit der Arbeit vor der Wand dadurch ab, daß das Haufwerk vom Bagger auseinandergezogen wurde.

Als in den fünfziger Jahren eine größere Bohranlage mit 50 mm Durchmesser ange-

schaffen wurde, ging man von der gefährlichen Bohrpraxis ab und bohrte generell von oben nach unten jeweils mit einer Galerie von Bohrlöchern, die ein gleich mässigeres Absprengen der Wand gewährleisteten.

Immer wieder kam es beim Sprengen auch mal zu Ausbläsern die Sprengladung suchte sich einen nicht vorhergesehenen Weg. Da konnte es schon passieren, daß mal ein Stein bis ins Dorf flog. Als ich einmal grippekrank im Bett lag, schlug 2 m neben meinem Kopf ein 2,5 kg schwerer Stein durch unser Dach.

Kleinere Sprengungen wurden mit geteeter Zündschnur durchgeführt, die eine langsam abbrennende Schwarzpulverseele hatte. An ihr Ende wurde das Zündhütchen angeklemmt, das dann in die Sprengstoffpatrone (Ammongelit oder Donarit) gesteckt wurde. 15 bis 20 solcher Sprengungen, bei Einzelsteinen meist nur mit dem Bruchteil einer Sprengstoffpatrone, ließ man zusammenkommen, dann wurden die Arbeiter vor der Wand in den Bunker geschickt. Erst ein langes Hornsignal als Vorwarnung, danach zwei Hornsignale und der Ruf „Feuer“. Dann steckten die Sprengmeister die Zündschnüre in Brand und brachten sich ebenfalls in Sicherheit. Die zündenden Schüsse wurden gezählt, wenn's stimmte, wurde mit dreifachem Hornsignal Entwarnung geblasen.

Sollten mehrere Sprengungen gleichzeitig losgehen, wurden sie mit Sprengschnur verbunden.

Größere Sprengungen wurden elektrisch gezündet mit Millisekunden Verzögerung, um ein möglichst energiearmes Absprengen zu erreichen und zu vermeiden, daß die Steine zu weit wegspritzte.

Die letzten Jahre des Steinbruchs

Mein Vater versuchte mit den begrenzten Mittel die aufwendige Handverladung zu vereinfachen. So wurde die Gleisverladung abgeschafft, zugunsten transportablen traktor ähnlichen Fahrzeugen („Robuster). Zum Transport für die Kalkmühle wurden die Steine in eine Kipplore umgefüllt. Für jede beladene Mulde bekamen die Arbeiter, die die Mulde beladen hatten, ein Metallblättchen. Zu Feierabend wurden die Blättchen dann im Büro abgegeben und die geladenen Mulden getrennt nach Brecher, Mühle, Dreck, für die Errechnung der Prämie notiert.

Die Handverladung gänzlich ab zuschaffen, hätten hohe Investitionen erfordert die mein Vater nicht mehr leisten konnte, die aber auch wegen der näher rückende Bebauung nicht sinnvoll erschienen. Auch blieb die Handsortierung wegen der hohen Qualitätsansprüche an den Glashüttenkalk und der wechselnden Güte des Rohmaterial weiterhin notwendig.

So schwanden mit den beginnenden sechziger Jahren die Gewinne, ab 1961 arbeitete das Kalkwerk mit Verlust. Es war nicht mehr möglich, die steigenden Lohnkosten im erforderlichen Maß auf die Verkaufspreise abzuwälzen. Hinzu kam, daß ein neues Kalkvorkommen in nur 100 km entfernt von einem der Hauptkunden erschlossen wurde, wodurch dieser Kunde verloren ging. Ein langsames Siechtum des Kalkwerkes begann.

Durch Einbau eines Windsichters für gemahlene Rohkalk wurde versucht ,andere Abnehmer zu gewinnen. Der Erfolg war mäßig Die Einstellung der Biebertalbahn im Jahre 1964 verlangte zusätzliche Investitionen für eine neue Verladestelle in Abendstern die Verladung von abgesackter Ware wurde für uns noch aufwendiger. Für einen 20 t Waggon waren 4 Mann mindestens 4 Stunden damit beschäftigt das Material im Kalkwerk auf Lkw und beim Abendstern in den Waggon zu laden.

Der Niedergang des Betriebs zehrte die Spannkraft meines Vaters auf. Wir Söhne sahen in der Weiterführung - wohl mit Recht - keine Zukunft mehr, so wurde die Kalkgewinnung zum 30.4.1968 eingestellt.

Das Mahlwerk wurde von einem unserer Kunden übernommen und etwa bis zum Jahre 1985 noch weiter betrieben. Zu seiner endgültigen Stilllegung trug auch bei, daß durch die allenthalben beginnende Altglassammlung der Rohstoff Kalk in der Glasindustrie stark an Bedeutung verlor.

Abschluß-Betrachtung

Man mag darüber spekulieren, was geschehen wäre, wenn. Der Rücken des Rillscheids vom Steinbruch bis hinunter nach Rodheim, dort wo die Fellingshäuser Straße mündet, wird aus Kalk bebildet. Es ist wahrscheinlich, daß die hervorragende Kalkqualität auch dort vorhanden ist. Die Weichenstellung für die Bebauung des Rillscheids und für das Zusammenwachsen von Rodheim und Bieber besiegelten das Schicksal des Kalksteinbruches lange bevor sein Betrieb eingestellt wurde.

Vorbei – heute hat sich die Natur den Steinbruch zurückerobert. Ohne Zutun des Menschen (oder trotz seines Zutuns mit Bauschuttanladungen) ist ein Biotop entstanden, an dem wir im Laufe der Jahre die Entwicklung von Flora und Fauna beobachten können, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Vielleicht die beste der vielen Lösungen.